

Janez Perčič, Johannes Herzgsell (Hg.)

Große Denker des Jesuitenordens

Janez Perčič, Johannes Herzgsell (Hg.)

Große Denker des Jesuitenordens

Ferdinand Schöningh

Umschlagabbildung:
Michael Triegel, *Abendmahl*
© VG Bild-Kunst, Bonn 2015-11-16

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind
urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen
Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlags nicht zulässig.

© 2016 Ferdinand Schöningh, Paderborn
(Verlag Ferdinand Schöningh GmbH & Co. KG, Jühenplatz 1, D-33098 Paderborn)

Internet: www.schoeningh.de

Einbandgestaltung: Anna Braungart, Tübingen
Printed in Germany
Herstellung: Ferdinand Schöningh GmbH & Co. KG, Paderborn

ISBN 978-3-506-78400-1

INHALT

Einleitung.....	7
HARALD SCHÖNDORF SJ Die Metaphysik des Francisco Suárez	13
SEBASTIAN NEUMEISTER Baltasar Gracián: ein Pragmatiker zwischen Ethik und Ästhetik	27
JOHANNES SEIDEL SJ Teilhard de Chardin: Mystiker – Naturphilosoph – Paläontologe	45
JOHANNES WALLACHER Oswald von Nell-Breuning: Vordenker zeitgemäßer Wirtschafts- und Finanzethik.....	61
KARL HEINZ NEUFELD SJ Henri de Lubac: Denker zwischen Welten und Zeiten	75
JOHANNES HERZGSELL SJ Karl Rahner: Religionsphilosoph, Theologe und geistlicher Schriftsteller	87
ULF JONSSON SJ Bernard Lonergan und die Frage nach der Methode der Theologie	107
DOMINIK FINKELDE SJ Michel de Certeaus Metatheorie der Mystik.....	121
Dank.....	135
Autoren	137

EINLEITUNG

In diesem Band sind die Beiträge einer Ringvorlesung veröffentlicht, die im Wintersemester 2014/15 an der Hochschule der Jesuiten für Philosophie in München gehalten wurde. Anlass für die Vorlesung war die Wiederzulassung des Jesuitenordens vor 200 Jahren, im Jahr 1814.

Papst Clemens XIV. hatte im Jahre 1773 auf Druck der Könige von Frankreich, Spanien und Portugal den Jesuitenorden aufgehoben. Bis dahin hatten Jesuiten als Lehrer und Forscher an Schulen und Universitäten, als Beichtväter und Berater an Fürstenhöfen, als Missionare und Seelsorger erfolgreich gewirkt. Vor allem im katholischen Bildungswesen war mit der Aufhebung des Ordens eine große Lücke entstanden, so dass bald wieder Ex-Jesuiten für den Schuldienst herangezogen wurden. Es wuchs das Bewusstsein, einen historischen Fehler begangen zu haben.

Über verschiedene Etappen hinweg kam es schließlich am 7. August 1814 zur Wiederherstellung der universalen Gesellschaft Jesu durch Papst Pius VII.

Der Jesuitenorden feierte deshalb im Jahr 2014 weltweit seine Wiedererichtung vor 200 Jahren – unter anderem durch die Erforschung seiner Geschichte in wissenschaftlichen Studien, Publikationen und akademischen Konferenzen.

Die Hochschule für Philosophie in München entschloss sich, Ihren Beitrag zum Jubiläumsjahr in Gestalt einer Ringvorlesung zu einigen bedeutenden Denkern des Jesuitenordens zu leisten. Vorgestellt wurden Francisco Suárez, Baltasar Gracián, Teilhard de Chardin, Henri de Lubac, Bernard Lonergan, Karl Rahner, Oswald von Nell-Breuning und Michel de Certeau. Diese Jesuiten waren Denker, die zu ihrer Zeit großen Einfluss hatten. Doch was kann Denker aus der Vergangenheit heute noch interessant machen? Was zeichnet überhaupt einen Denker aus?

Will man die Natur des Menschen bestimmen, so kann man von der allgemeinen Überzeugung ausgehen, dass der Mensch ein denkendes Wesen ist. Bereits Aristoteles hat am Beginn seiner „Metaphysik“ die berühmte These aufgestellt: Alle Menschen streben von Natur aus nach Wissen. Man könnte hier die dialektische These vertreten, dass das Wissen erst aufgrund des Nicht-Wissens zustande kommt. Der grundlegende philosophische Ansatz des Aristoteles dient vor allem dazu, Argumente zu liefern, warum es sinnvoll ist, nach dem zu fragen, was hinter der physischen Welt ist. Seine Auslegung beschäftigt viele Interpreten bis heute. Das zeigt, dass das Menschsein gerade durch das Wissen im weiten Sinne des Wortes konstituiert wird. Wissen hat für den Menschen nicht bloß einen Nutzen und eine praktische Anwendung. Es stellt vielmehr einen Selbstzweck dar. Die vorrangige Frage ist deshalb nicht, welche Funktion das Wissen erfüllen soll, sondern warum das Wissen wesentlich

zum Menschen gehört, warum Mensch und Wissen nicht voneinander zu trennen sind. Auf das Wissen verzichten, heißt, mit Rousseau gesprochen, auf das Menschsein verzichten.

Gleichzeitig lässt sich feststellen, dass es verschiedene Wissensformen gibt und man von einer Aufteilung des Wissens ausgehen muss. Als Grundlage des Wissens lässt sich die Empirie, d.h. die Erfahrung betrachten. Mit der induktiven Methode wie auch mit der deduktiven können wir Theorien bilden. Die nächste Stufe führt uns zur theoretischen und praktischen Rationalität. Schon Aristoteles hat zwischen theoretischem und praktischem Wissen unterschieden. Es gibt einerseits Gesetze, die unveränderlich sind und zum Gegenstand der theoretischen Vernunft gehören. Andererseits haben wir es mit Dingen zu tun, die auch anders sein können, d.h. sich ändern, und einer rationalen Überlegung unterworfen sind. Sie müssen wir mithilfe der praktischen Vernunft betrachten. Schließlich können wir zur höchsten Form des Wissens gelangen, das sich in der Weisheit manifestiert. Sie ist mehr als bloß eine Tugend im aristotelischen Sinne. Bei ihr handelt es sich um ein weisheitliches Wissen, das sich als das Verstehen des Ganzen definieren lässt.

Dieses allgemeine Strukturprinzip des Wissens kann uns als grundlegende Orientierung dienen. Mit ihm sind wir in der Lage, einen Überblick über die Mannigfaltigkeit der menschlichen geistigen Aktivitäten zu gewinnen und sie in ein Schema einzuordnen, um dann zu verstehen, warum es sinnvoll ist, sich mit einem „Denker“ auseinanderzusetzen und seine Gedanken zu erforschen.

Was ist nun der Gegenstand des Wissens? Um seine geistige Tätigkeit zu entfalten, d.h. sein Wissen zu erweitern und die daraus gewonnen Vermutungen zu begründen, hat der Mensch im Laufe seiner Geschichte aufgrund der unterschiedlichen Wissenstypen auch verschiedene Wissenschaften entwickelt. Denn nicht alle Formen des Wissens haben denselben Gegenstand zur Erforschung. Grundsätzlich lassen sie sich in drei Bereiche aufteilen, so dass sich daraus eine Trichotomie der Wissenschaften ergibt, nämlich die Einteilung in Natur-, Geistes- und Sozialwissenschaften. Darin spiegelt sich die Tatsache wider, dass das menschliche Leben in seiner Komplexität aus verschiedenen Perspektiven erfasst werden muss, da es in verschiedene Dimensionen eingebettet ist. Sind wir im Bereich der physischen Welt an die unveränderlichen Gesetze der Natur gebunden und dadurch zuerst mit den Kausalgesetzen, d.h. mit dem Ursache-Wirkung Prinzip konfrontiert, das die menschliche Existenz als determiniert erscheinen lässt, so begegnen wir im Reich des Geistes der Transzendenz, der Freiheit und der Kreativität, was das Menschsein einmalig und unwiederholbar macht. Durch den Geist wird der Mensch von den Fragen nach Gott, nach dem Grund und dem Sinn des Ganzen, nach dem Woher und Wohin, nach dem Guten und nach dem Schönen angetrieben. Diese Spannung führt in der sozialen Ordnung zu unterschiedlichen Gesellschaftsformen, die uns vor Augen führen, dass der Mensch nicht nur ein Sozial-, sondern auch ein Konfliktwesen ist. Deshalb erhebt sich die Frage, wie das Zu-

sammenleben in einer Gemeinschaft auf dem Fundament der Gerechtigkeit zu gestalten ist, damit die Individuen ihre Freiheit verwirklichen können.

Der Beitrag der einzelnen Wissenschaften zum kulturellen Leben lässt sich nicht wirklich messen, da es keine einheitlichen Kriterien gibt. Wir können sie aber miteinander vergleichen. Nehmen wir beispielsweise den ethischen Einfluss, so haben die Geisteswissenschaften sicher eine viel größere Wirkung ausgeübt als die Natur- oder Sozialwissenschaften. Geht es aber darum, was sie zum ökonomischen Fortschritt beigetragen haben, so müssen wir feststellen, dass zahlreiche moderne Errungenschaften ohne die Naturwissenschaften überhaupt nicht zustande gekommen wären. Wollen wir aber die Phänomene einer modernen Kommunikationsgesellschaft erklären, so sind wir primär auf die Sozialwissenschaften angewiesen.

Versuchen wir nun das auf alle Dimensionen ausgedehnte Wissen zu bewerten, so fällt sogleich auf, dass über den Wert und die Gültigkeit der einzelnen Wissensformen gestritten wird. Denn die Einzelwissenschaften wollen sich rechtfertigen, ihre unersetzliche Rolle hervorheben und auf ihre gesellschaftliche Relevanz hinweisen. Es ist richtig, dass sie voneinander getrennt betrachtet und bewertet werden können, weil sie verschiedene Methoden anwenden und unterschiedliche Ziele verfolgen. Dennoch ist ihnen allen die Suche nach neuem Wissen gemeinsam. Denn der Mensch, der nach Wissen strebt, soll letztlich die Einheit des Wissens anstreben. Dies lässt sich aber nicht dadurch verwirklichen, dass beispielsweise angenommen wird, das Verhalten des Menschen als Geisteswesens und die Prozesse in der Gesellschaft lassen sich nur auf das in der Natur herrschende Merkmal, d.h. auf das Kausalitätsprinzip, zurückführen. Vielmehr soll der Mensch die Erkenntnisse aller Wissenschaften berücksichtigen und sie als Lebensprinzipien auffassen, um auf diese Weise zur höchsten Form des Wissens, nämlich zur Weisheit zu gelangen.

Wer darf aber nun als „Denker“ bezeichnet werden, bzw. was heißt es, ein Denker zu sein? Will man darauf eine Antwort geben, die als Definition gilt, so könnte man beispielsweise mit Kant sagen: Ein Denker ist jemand, der selbständig denkt. So einfach die Antwort klingt, ist sie doch nicht selbstverständlich, vor allem nicht in den durch Abhängigkeit und Kontrolle geprägten abendländischen Gesellschaften. Aber auch das aristotelische Staunen oder das cartesische „dubio“ können als ein Anfang betrachtet werden, an dem kein Weg vorbei führt, um ein Denker zu werden. Ob also einer zum Denker wird, hängt damit zusammen, ob er den Mut hat, zu staunen, zu zweifeln und selbst zu denken. Nur auf diese Weise kann der aus der Antike stammende Unterschied zwischen „Wissen“ und „Meinung“ nachvollzogen werden.

Die bekannte Aufteilung in „Episteme“ und „Doxa“ beinhaltet nicht nur einen differenzierten erkenntnistheoretischen Ansatz, demzufolge das „Wissen“ und die „Meinung“ zwei unterschiedliche Erkenntnisweisen darstellen, von denen die eine richtig ist und die andere falsch sein kann. Vielmehr geht es um ein Vermögen, das den Menschen entweder zu einer freien oder zu einer ab-

hängigen Person macht. Bei der recht verstandenen „Episteme“ wird nicht die öffentliche Meinung, die – heute oft in die Sprache der politischen Korrektheit gekleidet und in modernen Denkfabriken produziert – als Lenker in einer Gesellschaft fungiert und im Dienst der Machtstrukturen steht, wiederholt, sondern wahres Wissen, d.h. von den privaten Interessen und von der tagespolitischen Agenda unabhängige Erkenntnis leistet, weil es nur der Wahrheit verpflichtet ist. Indem ein Denker die Verpflichtung zur Wahrheit als oberstes Prinzip wahrnimmt, vermeidet er die bloße Meinung und entzieht sich der Versuchung, für die Interessen der Öffentlichkeit nützlich zu sein. Aus diesem Grund kann ein Denker auch nicht auf einen Ratgeber in schwierigen Lebenssituationen oder auf einen Berater der politischen und wirtschaftlichen Eliten reduziert werden. Vielmehr steht er als Stimme des Gewissens diesen modernen Kasten in kritischer Distanz gegenüber. Aufgrund ihrer geistigen Unabhängigkeit mussten Denker zu allen Zeiten mit der Ablehnung und Verfolgung durch die herrschenden Institutionen rechnen. Denn „die Unabhängigkeit des Menschen wird“, wie Karl Jaspers deutlich formuliert hat, „verworfen von allem Totalitären, mag es als religiöser Glaube den Anspruch alleiniger Wahrheit an alle erheben, mag es als Staat bei der Einschmelzung alles Menschlichen in den Bau des Machtapparates nichts mehr übriglassen an Eigenem“.

Aus der Beschäftigung mit den erwähnten Natur-, Geistes- und Sozialwissenschaften sind in der abendländischen Geisteswelt viele große Denker hervorgegangen. In dieser Tradition stehen auch die Denker, die als Mitglieder des Jesuitenordens das Ihre zur Vertiefung und Weiterentwicklung des menschlichen Wissens beigetragen haben. Von der Gründung der Gesellschaft Jesu im Jahre 1540 an, mit der zwischenzeitlichen Auflösung von 1773 bis 1814, bis in die Gegenwart können wir Jesuiten finden, die sich in ihren Forschungen und Überlegungen auf allen drei Gebieten der Wissenschaften durch neue und originelle Erkenntnisse ausgezeichnet haben.

Die acht hier vorgestellten Jesuiten waren zu ihrer Zeit Vordenker in der Kirche. So suchte etwa Baltasar Gracián weltliche Klugheitsregeln für Christen und für eine christliche Ethik annehmbar zu machen. So griff Teilhard de Chardin die Evolutionstheorie aus der Biologie auf, weitete sie zu einer kosmologischen Theorie aus und integrierte sie in eine christlich-mystische Weltansicht. Bernard Lonergan bemühte sich um eine zeitgemäße Erkenntnistheorie und Methodik für die Theologie. Karl Rahner rezipierte die neuzeitliche transzendente Subjektphilosophie für die Theologie. Mit Hilfe des Strukturalismus und psychoanalytischer Einsichten entwickelte Michel de Certeau eine neue Mystiktheorie.

Bei aller Verschiedenheit dieser Denker haben die Autoren dieses Sammelbands ein einheitliches Konzept in der Darstellung verfolgt, das im Wesentlichen drei Aspekte umfasst. Ausgangspunkt ist jeweils der ideengeschichtliche Kontext, d.h. die Frage, mit welchen Problemen die einzelnen Denker in unterschiedlichen Zeitperioden und auf jeweils verschiedenen Wissenschaftsgebieten konfrontiert wurden und mit welchen Fragen sie sich auseinandersetzen

mussten. In einem zweiten, umfassenden Teil versuchen die Autoren dann die entscheidende Frage zu beantworten, nämlich, welche neuen Programme diese Denker entworfen und welche originellen Ideen sie entwickelt haben, um Antworten auf die Fragen zu liefern, mit denen sie konfrontiert waren. Schließlich suchen die Autoren in einem dritten Schritt die bleibende Bedeutung der vorgestellten Denker zu skizzieren, um uns die Augen für das zu öffnen, was wir heute von ihnen lernen können.

Die Darstellung zeigt, was diese christlichen Denker miteinander verbindet: sie alle waren geprägt von einem zwar differenzierten, aber grundsätzlich offenen und bejahenden Verhältnis zur Welt. Deshalb vermochten sie neue Entwicklungen und Erkenntnisse in Philosophie und Wissenschaft als positive „Zeichen der Zeit“ wahrzunehmen, in ihr Denken aufzunehmen und mit der christlichen Tradition zu versöhnen. Sie befolgten damit das paulinische Leitwort: „Prüft alles, und behaltet das Gute!“ (1 Thess 5,21), und es gelang ihnen, das Christentum für den modernen Menschen verstehbar und attraktiv zu machen. Ihr origineller denkerischer Beitrag in den Geistes-, Natur- und Sozialwissenschaften hat von daher bleibende Aktualität. Er kann auch heute noch bei der Bewältigung der Probleme und Fragen in Welt und Kirche hilfreich sein und dem Menschen jene Orientierung geben, nach der er sich als fragendes und suchendes Wesen immer sehnt. Ihr Denken bleibt eine Quelle der Inspiration.

Janez Perčič SJ und Johannes Herzgsell SJ

HARALD SCHÖNDORF SJ

Die Metaphysik des Francisco Suárez

1. Leben und Werk des Francisco Suárez

Der Jesuit Francisco Suárez, der am 5. Januar 1548 in Granada geboren wurde und am 25. September 1617 in Lissabon starb, gilt als der wichtigste Vertreter der so genannten spanischen Scholastik, die man der frühneuzeitlichen Scholastik oder der Spätscholastik zurechnet. Gewiss, er wurde nicht zum Kardinal erhoben wie sein Zeitgenosse, der heilige Roberto Bellarmino (1542–1621), und er gelangte auch nicht zur Ehre der Selig- oder gar Heiligsprechung, obwohl es Bemühungen in diese Richtung gegeben hat. Der Großteil seiner Werke ist theologischer Natur. Die meisten seiner Werke, nämlich fast 22 der Gesamtausgabe, befassen sich mit theologischen Themen. Dagegen umfassen die Metaphysischen Disputationen lediglich zwei Bände der Gesamtausgabe, übrigens eben so viele wie die Schriften „De legibus“ (Über die Gesetze), die die Rechts- und Staatsphilosophie von Suárez beinhalten. Die philosophische Schrift „De anima“ nimmt das Drittel eines Bandes ein.

Francisco Suárez trat am 16. Juni 1564 in Medina del Campo in den Jesuitenorden ein und studierte dann am Kolleg in Salamanca. Er wurde 1572 zum Priester geweiht, lehrte Philosophie in Ávila und Segovia, dann 1575 Theologie. Im Laufe seines Lebens lehrte er Theologie an verschiedenen Hochschulen: 1576 in Valladolid, 1580 bis 1585 in Rom am Collegium Romanum, wegen gesundheitlicher Probleme dann wieder in Spanien: 1585 bis 1592 in Alcalá. Von 1592 bis 1597 war er in Salamanca, um dort rein schriftstellerisch tätig zu sein und die Metaphysischen Disputationen zu verfassen. 1597 wurde er nach Coimbra in Portugal berufen, wo er – mit einem Zwischenaufenthalt in Rom von 1604 bis 1606 – bis zum Jahr 1615 lehrte. Suárez kann übrigens ein Trost für alle diejenigen sein, die am Beginn ihres Studiums stehen und vieles nicht verstehen und nicht so recht wissen, was eigentlich der Sinn und Zweck der Philosophie sein soll. Suárez ging es offenbar ähnlich; denn er galt am Anfang nicht als sonderlich begabt, sondern ist erst später zum bedeutenden Philosophen und Theologen der Gesellschaft Jesu geworden.

2. Das Alleinstellungsmerkmal der „Metaphysischen Disputationen“

Suárez hat mit seinen Metaphysischen Disputationen (= DM) eine systematische Metaphysik verfasst. Etwas Vergleichbares hat er in der Theologie nicht getan, sondern hier hat er unterschiedliche Traktate zu verschiedenen Themen geschrieben. Manche dieser Themen waren sehr zeitbedingt oder hängen so

mit dem Gnadenstreit und dem so genannten *concursum* von göttlichem und menschlichem Willen zusammen, dass sie nach dem Verbot dieser ganzen Kontroverse an Wichtigkeit verloren haben, auch wenn sie heute zum Teil wieder aufgegriffen werden. Und in der Staats- und Rechtslehre steht Suárez in Konkurrenz zu anderen wichtigen Autoren seiner Zeit (Vitoria, Vázquez, Soto und anderen). Die metaphysischen Disputationen hingegen nehmen, wenn ich recht sehe, eine Ausnahmestellung ein. Mir ist jedenfalls nicht bekannt, dass irgendein anderer Autor eine vergleichbare Gesamtdarstellung der scholastischen Metaphysik verfasst hätte. Thomas von Aquin hatte zwar natürlich auch eine philosophische Grundkonzeption, aber diese zeigt sich in manchen Teilen nur in kleineren Werken wie „*De ente et essentia*“ oder in den Aristoteleskommentaren. Die Summen von Thomas enthalten zwar einen großen Teil seiner Philosophie, aber sie sind dennoch keine vollständige systematische Metaphysik. Das Alleinstellungsmerkmal von Suárez, um einen heutigen Modebegriff zu verwenden, ist also seine systematische Metaphysik, die er in seinen insgesamt 54 Metaphysischen Disputationen von 1597 niedergelegt hat.

Suárez betreibt Metaphysik nicht als Selbstzweck, sondern ausdrücklich als die notwendige Grundlegung für seine Theologie. Das Vorwort der Metaphysischen Disputationen beginnt mit den Worten „Die göttliche und übernatürliche Theologie [...] wird, da sie durch wahre menschliche Rede und Überlegung vollendet wird, auch durch Wahrheiten gestützt, die dem Licht der Natur bekannt sind, und gebraucht diese als Diener und gleichsam Werkzeuge zur Erhellung der göttlichen Wahrheiten.“¹ (DM Prooemium) Suárez wollte mit seinen Metaphysischen Disputationen ein für allemal die denkerische Grundlage für die Theologie legen, um zu vermeiden, dass er in der Theologie aufs Neue die philosophischen Grundbegriffe und Grundthesen erklären musste. Denn er stimmt mit der gesamten scholastischen Tradition darin überein, dass man Theologie denkerisch nur auf dem Boden einer guten metaphysischen Philosophie treiben kann, und zwar unbeschadet der selbstverständlichen klaren Unterscheidung zwischen den Wahrheiten, die man allein durch die menschliche Vernunft erkennen kann, und den Wahrheiten, zu deren Erkenntnis die göttliche Offenbarung nötig ist.

3. Methode und Rezeption der „Metaphysischen Disputationen“

Die *Disputationes Metaphysicae* des Francisco Suárez nehmen in der Scholastik eine Sonderstellung ein. Hier unternimmt es ein Philosoph zum ersten Mal, von der herkömmlichen Art philosophischer Werke abzuweichen und weder

¹ „Divina et supernaturalis theologia [...] quia vero humano discursu et ratiocinatione perficitur, veritatibus etiam naturae lumine notis juvatur, eisque ad suos discursus perficiendos, et divinas veritates illustrandas, tanquam ministris et quasi instrumentis utitur.“